
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 231. Bromberg, den 10. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

Copyright (Urheberschutz) für Georg Müller Verlag in München.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Nein."

„Wie spät war es, als der Omnibus den Kreuzweg im Moor erreichte, wo sie einstieg?"

„Ungefähr wie heute. Es mag gegen zehn Uhr gewesen sein."

„War sie allein?"

„Ganz allein. Es war auch nur, weil ich dachte, sie fürchte sich, daß ich sie ansprach."

Barrant verfiel in nachdenkliches Schweigen, das anhielt, bis sein Reisegefährte ausstieg. Dann wandte er sich zu ihm:

„Gute Nacht. Mag sein, daß ich Sie wiedersehe."

Hierauf klopfte er an das Innenfenster, öffnete es und rührte an den Arm des Lenkers. „Bringen Sie mich nach dem Central-Hotel", sagte er. „Fahren Sie so rasch als Sie können, dann trägt das Ihnen zehn Schilling ein!"

Kalt nickte Herr Crows Zustimmung und sie ratterten die steile Straße hinunter. Nun schoß der Omnibus um eine Ecke und hielt nach zehn Minuten an der Auffahrt zu dem Hotel, in welchem Frau Pendleton wohnte.

15. Kapitel.

Als Barant von den bebenden Lippen der Frau Pendleton vernahm, daß sie ihre Nichte seit dem Morgen nicht gesehen habe, war sein erstes, Sisilys genaue Personenbeschreibung zu notieren und noch vom Hotel aus Inspektor Dawfield telephonisch anzuweisen, sämtliche Eisenbahnstationen zwischen Penzance und London über ihr Verschwinden unterrichtet zu halten. Das war eine nötige Maßnahme, doch bedurfte es nicht erst Dawfields zögernden Hinweises auf den Fahrplan, um sie ihm fast wertlos scheinen zu lassen. Der spätere der beiden Züge, mit welchem Sisily aus Cornwall geflohen sein mochte, hatte sich in London seiner Passagiere entledigt, eben als Herr Peter Portgatha tief im ratternden Omnibus das Hohelied verschämter Weiblichkeit in den Felsen des „Mausloches sang.

Dann kehrte Barrant nach der leeren, halbdunklen Halle zurück, in welcher tränenüberströmt Frau Pendleton saß. Alle anderen Gäste hatten sich zurückgezogen.

Im ersten Schreck nach Barrants plötzlichem Erscheinen, von seinen heftigen Fragen eingeschüchtert, hatte Frau Pendleton erklärt, ihre Nichte habe am vergangenen Abend ihr Zimmer nicht verlassen. Doch jetzt in wirrer Betrachtung der neuen, seltsamen Wendung der Ereignisse, die ihres Bruders Tod beschatteten, erkannte sie, daß sie diesbezüglich wohl im Irrtum war. Barrant seinerseits zweifelte nicht im geringsten, als er hörte, daß sich ihr Glaube nur auf Sisilys frühes Verschwinden aus dem Speisesaal, angeblich ihrer Müdigkeit wegen, gründete und auf den Umstand, daß Sisilys Schlafzimmertür verschlossen war, als Frau Pendleton von ihrer Fahrt nach Flint House wiederkehrte. Sisilys nachträgliche Flucht ließ keine Ungewißheit zu und erwies allen Zweifeln zum Trotz ihre Identität mit dem schweigsamen Mädchen, das am Kreuzweg in den zurückkehrenden Omnibus eingestiegen war. Das Zusammentreffen dieser beiden Tatsachen hatte furchtbare Bedeutung. Barrant war sich darüber klar, daß Sisily doch nur früher auf ihr Zimmer gegangen war, um, aus Gründen, die ihr Verschwinden nun düster enthüllte, ihrem Zuhause einen heimlichen Besuch machen zu können. Doch vor allem wollte er wissen, wieso sie an diesem Tage hatte verschwinden können, ohne daß ihre Tante es gemerkt hatte.

Frau Pendleton hielt eine Erklärung dafür bereit. Sie sagte, sie sei am heutigen Morgen nach ihrer Rückkehr aus dem Polizeiamt von ihrem Bruder Austin mit Beschlag belegt worden, und als sie dann zu Sisily hinaufging, habe sie das Zimmer leer gefunden. Sie schloß daraus, ihre Nichte sei ausgegangen, um irgendwo mit ihrem Schmerz allein zu sein. Nach dem Lunch habe sie, Frau Pendleton, Briefe schreiben müssen. Dann aber sei sie in ihr Zimmer gegangen und habe dort bis zum Abend fest und tief geschlafen, erschöpft von dem Schlag, den der Tod des Bruders ihr bedeute. Als Sisily nicht zum Abendbrot kam, sei sie unruhig geworden. Als aber dann die Zeit verstrich, sei sie ernstlich besorgt gewesen und habe ihren Gatten ausgesandt, um sich zu erkundigen. Dann sei sie in der Halle gesessen und habe geschärften Ohres auf des Mädchens Schritt gelauscht. Da sei Barrant gekommen.

„Hat Ihre Nichte Freunde in Cornwall oder London, oder sonst jemand, der sie aufnehmen könnte?" fragte Barrant plötzlich.

„Das weiß ich wirklich nicht", antwortete Frau Pendleton. Der Schreck über das Verschwinden ihrer Nichte überwältigte sie, noch mehr aber die fürchterliche Bedeutung, die Barrant ihm beizumessen schien. Barrant aber war nicht geneigt, auf ihre Verstörtheit Rücksicht zu nehmen.

„Sie täten gut daran, sich zu erinnern", sagte er gereizt. „Mir ist, als sei ich nicht über alles unterrichtet worden. Sie gingen wohl zur Polizei, die Todesursache Ihres Bruders ergründen zu lassen. Über die Eröffnung aber, die er Ihnen gestern nachmittag bezüglich der Illegitimität seiner Tochter machte, verloren Sie kein Wort. Statt dessen verdächtigten Sie nur seinen Diener. Während Ihre Nichte, die unter Ihrer Verantwortung steht, nach Gott weiß wohin verschwindet und Sie die Polizei nicht verständigen. Sie werden zugeben, gnädige Frau, daß Ihre Handlungsweise zum mindesten sehr unvorsichtig war."

„Ich wußte nicht, — ich dachte nicht —" stotterte Frau Pendleton. Sie mühte sich, eine weitschweifende Erklärung aller Impulse und Gefühle zu beginnen, die sie seit ihres Bruders Tode beherrschten, doch mit ungeduldiger Handbewegung brachte Barrant sie zum Schweigen.

„Lassen Sie das jetzt", sagte er, „ich verlor schon zu viel Zeit. Haben Sie keine Ahnung, wo Ihre Nichte Unterschlupf gesucht haben könnte?" Frau Pendleton schüttelte den Kopf. „Robert hatte keine Freunde," sagte sie, „und Sisily lebte sehr einsam. Robert erzählte es mir gestern.

Deshalb wollte er sie mir auch anvertrauen, damit sie Gelegenheit habe, gleichaltrige Freundinnen zu finden."

„Nein", sagte er. „Der wahre Grund für die Trennung Ihres Bruders von seiner Tochter war die Ursache ihrer nächtlichen Rückkehr in sein Haus. Was zwischen beiden vorfiel, kann vorläufig nur gemutmaßt werden. Augenscheinlich war sie die letzte, die ihn lebend sah, ehe der Schuß fiel, und nun ist sie nicht aufzufinden."

Er sprach die letzten Worte so feierlich bedeutungsvoll, daß seine Zuhörerin vor Angst bebte und ihn aus weit geöffneten Augen erschreckt anstarrte. Barrant schlug unvermittelt ein anderes Thema an.

„Wissen Sie bestimmt, daß es der Diener war, der gestern durch die Türritze blickte?"

Frau Pendleton hatte sich bereits in die Unbeirrbarkeit dieser Annahme hineingesteigert. „Ja", sagte sie.

„Sahen Sie sein Gesicht?" fragte er.

„Nur die Augen. Doch ich weiß bestimmt, daß es Thalassas Augen waren."

Barrant zweifelte nicht an der Ehrlichkeit ihrer Vermutung, doch ihre Worte sprachen mehr für Eindruck als für Überzeugung. Jedenfalls kein Beweis, auf den zu bauen war.

„Hatte der Diener, soweit Ihnen bekannt ist, irgendeinen Grund, an der Tür zu lauschen?" fragte er.

„Jeder Diener ist neugierig", murmelte Frau Pendleton.

„Jeder neugierige Diener ist aber kein Mörder," gab Barrant zurück, „und dieser stand viele Jahre in Ihres Bruders Diensten, nicht wahr?"

„Ja, sehr lange Zeit. Fast seitdem Robert wieder in England ist."

„Das weiß ich von Herrn Austin Turold. Hegte er Groll gegen seinen Herrn?"

„Thalassa? Das könnte ich wirklich nicht sagen, weil ich es nicht weiß. Aber er ist roh und anmaßend, — ganz anders, als man bei einem Diener voraussetzt, und er schien zu tun, was ihm beliebte. Vom ersten Augenblick an mochte ich ihn nicht. Ich finde, er hat viel mehr von einem bösen alten Seeräuber als von einem Kammerdiener."

„Dann kennt jener Thalassa Ihre Nichte wohl seit ihrer Kindheit", sagte Barrant beiläufig. „Meinen Sie, daß er ihr sehr anhänglich war?"

„Darüber weiß ich nichts."

„Schade", sagte er freundlich.

„Ich verstehe Sie nicht", stotterte sie.

„Sie hatten Ursache, Thalassa zu verdächtigen, — berechtigte Ursache. Er muß Ihrer Nichte gestern abend die Haustür geöffnet haben, verstehen Sie? Ich muß das aus ihm herausbringen."

Sie fuhr empor, denn nun sah sie, wohin seine Fragestellung steuerte. „Was haben Sie vor?" flüsterte sie ängstlich.

„Vorläufig nichts", erwiderte er, dem blitzschnell klar wurde, daß er fast schon zuviel gesprochen habe. „Können Sie mir sagen, ob Ihre Nichte mit Geld versehen war?"

„Mein Bruder gab ihr gestern fünfundzwanzig Pfund Sterling in Banknoten, — er sagte es mir."

„Das genügt für einige Wochen. Sie haben wirklich nicht die leiseste Vermutung, wohin sie sich gewendet haben mag?"

„Nein", sagte Frau Pendleton kalt in verspätetem Entschluß, die Polizei in Zukunft nicht mehr freiwillig aufzuklären.

„Ich würde gern das Zimmer sehen, in dem Ihre Nichte hier wohnte," sagte Barrant.

Die Nachforschung daselbst aber brachte nichts ans Licht. Barrant verließ das Hotel in eben dem Augenblick, da Herr Pendleton verstörten Gesichts und schier im Gefühl persönlicher Schuld zurückkehrte, weil er Sisily nicht gefunden hatte.

Im Vorbeigehen maß Barrant ihn mit einem Seitenblick, den Sinn erfüllt vom rätselhaften Verschwinden des Mädchens. Tief nachdenklich verließ er das Hotel, der Schwierigkeit der Aufgabe bewußt, die vor ihm lag: Sisilys Wege vom vergangenen Abend festzustellen und zu ermitteln, wohin sie geflohen war.

Er entdeckte in dieser Nacht und am darauffolgenden Tage noch mancherlei, doch nicht alles, was er zu wissen wünschte. Erstens überzeugte er sich, daß es dem Mädchen möglich gewesen sein konnte, am Abend vor ihres Vaters Tode ihr Zimmer ungesehen verlassen und wieder betreten zu haben. Das verringerte die Verwicklung des Falles, indem es Frau Pendleton von dem Verdacht reinwusch, ihre Unwissenheit nur vorgeschützt zu haben. Barrant war auch davon durchdrungen, daß Frau Pendleton glaubte, ihre Nichte schlafe in ihrem Bett, während sie selbst im Hause ihres Bruders weilte.

Um halb acht Uhr ging ein Omnibus vom Bahnhof aus nach St. Fair. Das Abendessen im Hotel war zur Bequemlichkeit einiger ständiger Gäste um ein Viertel vor sieben Uhr angesetzt. Nach Frau Pendletons Bericht hatte Sisily den Speisesaal vor beendetem Mahl, etwa um ein Viertel vor acht Uhr, verlassen. Sie hatte also Zeit gehabt, den Omnibus zu erreichen und war vermutlich um halb neun, vielleicht etwas früher, an das Haus ihres Vaters gelangt. Die stehengebliebene Uhr in seinem Zimmer zeigte, daß sein Tod um halb zehn Uhr eintrat. War dem so, dann mußte Sisily Flint House kurz vor der Ankunft ihrer Tante verlassen haben, eben zur richtigen Zeit, um am Kreuzweg Platz im zurückfahrenden Omnibus bekommen zu können, wo Peter Portgatha die junge Frauensperson einsteigen gesehen hatte.

Doch diese glaubhafte Reisebeschreibung bedurfte der Beweise, und gerade deswegen befand sich Barrant in Verlegenheit.

Nach seinem Ermessen mußte Sisily mit dem Mittagszuge des vergangenen Tages von Penzance abgereist sein. Als er Frau Pendleton verlassen hatte, war Barrant nach dem Bahnhof gegangen. Der muffige, ältliche Schalterkassierer, der eben Dienst machte, konnte ihm keine Auskunft geben, ließ aber durchblicken, daß ein anderer Beamter die Karten für den Mittagszug ausgegeben habe, der ungewöhnlich überfüllt gewesen war. Dem anderen Beamten nun bereitete es keine Mühe, sich an die junge Dame zu erinnern, die Barrant ihm beschrieb. Hübsch, schlank und dunkelhaarig sei sie gewesen und sie habe einen kleinen Handkoffer getragen. Sie habe ein Billett nach London verlangt. Der Schalterkassierer verstand, daß sie ein Rückreisebillett verlange, doch als sie es entgegennahm, meinte sie, sie habe nur eine einfache Karte verlangt. Er habe ihr versichert, daß dem nicht so sei und sich erbötig gemacht, sie umzutauschen. In diesem Augenblick wurde der Zug signalisiert, und sie lief auf den Perron, ohne auf den Austausch zu warten. Durch diesen Zwischenfall aber hatte der Beamte sie im Sinn behalten, und seine Beschreibung deckte sich so vollständig mit jener von Frau Pendleton, daß Barrant nicht im geringsten bezweifelte, es sei Sisily gewesen.

Auf Grund dieser Erhebung suchte Barrant beim Gemeindeamt um einen Haftbefehl gegen das Mädchen an. Wohl wußte er, er habe noch nicht genug Material gesammelt, um vor dem Gesetz behaupten zu können, sie sei die Mörderin ihres Vaters, doch sein Vorgehen schien durch ihre Flucht gerechtfertigt und durch ihren vermutlichen heimlichen Besuch im Hause ihres Vaters, als man glaubte, sie liege schlafend in ihrem Hotelzimmer.

Nachdem dies erledigt war, befaßte Barrant sich mit der Frage von Thalassas Mitwisserschaft. Waren Sisilys Gehaben am Abend vor ihres Vaters Tod und ihre darauffolgende Flucht Dinge, die die Annahme des durch sie verübten Mordes zu augenscheinlicher Gewißheit wandelten, so wurde der Fall noch schwieriger, wenn man die Möglichkeit eines sorgfältig geplanten Verbrechens erwog, in das Thalassa verstrickt schien.

Die gebieterische Nötigung, einen Beweggrund zu finden, der die Ereignisse jenes Abends erklären konnte, ließ Barrant an Austin Turolds Mutmaßung denken, es sei wirklich Sisily gewesen, die Frau Pendleton durch die Türe hindurch gesehen hatte, als die Familie in jenem Zimmer im Erdgeschoß um Robert Turold versammelt war. Barrant hielt sich vor Augen, daß Frau Pendletons Verdacht gegen Thalassa auf nichts Greifbarerem beruhte als auf weiblichem Vorurteil.

(Fortsetzung folgt.)

Die kritischsten Augenblicke in meiner Laufbahn.

Eine denkwürdige Zusammenkunft mit Graf Tolstoi. Innere Genugtuung steht über dem äußeren Erfolg.
Von Sergei Rachmaninoff
(dem weltbekannten Komponisten und Pianisten).

Jeder Mensch lernt, solange er lebt. Er gewinnt Erfahrungen und Eindrücke, und aus diesen sollte er Lehren ziehen, um sie zu verwerten, wenn er alt wird und Zeit genug hat, um auf sein Leben zurück zu blicken. Dies trifft aber nur bei Durchschnittsmenschen zu, die Muße genug besitzen, um diese Eindrücke zu sammeln, nicht aber auf den Künstler, der heute in Amsterdam, morgen in Paris ein Konzert geben muß und am nächsten Tag schon den Dampfer nimmt, um nach Newyork oder Buenos Aires zu fahren, der sein Leben zwischen Schlafwagen, Hotelbetten und Konzertpodien teilt.

Der Erfolg beherrscht das Leben des Künstlers. Er reißt uns mit sich fort und läßt uns keine Zeit, um neue Eindrücke zu gewinnen. Diese bleiben deshalb auf die vor seinem Erfolge liegenden Lebensjahre beschränkt. Natürlich denke ich hierbei nicht an Ereignisse wie Tragödien innerhalb der Familie, den Verlust eines Freundes oder eines lieben Menschen, der ein Teil unseres Ichs geworden ist, oder an andere Sorgen, die uns jederzeit befallen können. In den Jahren vor seinem Erfolg lernt der Künstler Menschen kennen, die bestimmt sind, einen Einfluß auf seine Laufbahn auszuüben. Während der schwersten und kritischsten Zeit meines Lebens, als ich glaubte, alles sei verloren und jedes Sorgen zwecklos, traf ich einen Mann, der sich die Mühe nahm, sich drei Tage lang mit mir zu unterhalten. Er gab mir meine Selbstachtung wieder, zerstreute meine Zweifel, flößte mir Kraft und Vertrauen ein und belebte meinen Ehrgeiz von neuem. Er regte mich zu neuer Arbeit an und — ich kann ruhig so sagen — rettete mir das Leben. Dieser Mann war Graf Tolstoi. Ich zählte vierundzwanzig Jahre, als ich ihm vorgestellt wurde.

„Junger Mann", sagte er zu mir, „glauben Sie, daß alles im Leben sich so angenehm abspielt? Denken Sie, ich hätte nie Sorgen gehabt, nie gezaudert und nie mein Selbstvertrauen verloren? Meinen Sie wirklich, der Glaube an mich selbst sei immer gleich stark gewesen? Jeder von uns muß schwere Augenblicke durchmachen, im Leben ist es nun einmal nicht anders. Halten Sie den Kopf hoch, und bleiben Sie auf dem Ihnen vorgezeichneten Wege!"

Ein anderes Ereignis in meiner Laufbahn war der Augenblick, da ich dem großen Tschaikowski drei Jahre vor seinem Tode vorgestellt wurde. Ihm danke ich den ersten und wahrscheinlich auch entscheidenden Erfolg in meinem Leben. Mein Lehrer Zwereff brachte mich zu ihm. Tschaikowski war damals schon weltberühmt und von jedermann geehrt; trotzdem wurde dieser bewundernswürdige Mensch nie überheblich. Er gehört zu den liebenswertesten Künstlern und Menschen, die ich je kennen lernte. Er besaß ein unvergleichliches Feingefühl, war bescheiden, wie alle wirklich großen Menschen, und einfach wie nur wenige. Ich habe nur einen kennen gelernt, der ihm glich, Tschechow. Tschaikowski zählte damals 55 Jahre, war also doppelt so alt wie ich, aber er sprach mit mir, dem jungen Anfänger, als wäre ich seinesgleichen. Er hörte sich meine erste Oper an und sorgte dafür, daß sie am Kaiserlichen Theater aufgeführt wurde. Letzterer Umstand allein hätte genügt, um meiner Laufbahn einen verheißungsvollen Auftakt zu geben, aber Tschaikowski wollte noch mehr für mich tun. Bescheiden, fast etwas ängstlich, fragte er mich, ob ich damit einverstanden sei, wenn mein Werk zusammen mit einer seiner Opern zur Aufführung gelangen würde. Für einen Komponisten konnte es natürlich keine größere Ehre geben, als seinen Namen mit dem Tschaikowskis zusammen auf einem Theaterzettel zu finden, und ich hätte nie an ein solches Glück zu denken gewagt. Tschaikowski wußte das. Er wollte mir helfen, ohne mich dabei zu kränken.

Ich sollte bald die Auswirkungen dieser Freundlichkeit Tschaikowskis erfahren. Ich begann bekannt zu werden, und einige Jahre später wurde ich Leiter des Orchesters der Kaiserlichen Oper. Nun war der Rest für mich eine Kleinigkeit. Die Schwierigkeit liegt ja nur darin, den ersten Schritt zu tun, die unterste Leitersprosse zu besteigen. Aber diese erscheint oft so hoch, daß mancher begabte Künstler sie nicht erreicht und vorher untergeht. Ein Anfänger voll Talent, Hoffnung und Vertrauen kann vielleicht statt des Augenblickserfolges innere Befriedigung finden; wirkliche Ergebnisse sind aber dann zu erreichen, wenn er nicht allzusehr um sein Brot kämpfen muß, wenn seine Nerven nicht durch den ewigen Kampf um den Lebensunterhalt zerrüttet werden und wenn er nicht gezwungen ist, seine Kräfte zu vergeuden, um Gehör für seine Werke zu finden. Künstler brauchen im Beginn ihrer Laufbahn Unterstützung und Ratgeber, die sie vor einem zu frühzeitigen öffentlichen Auftreten warnen und ihre Schritte beaufsichtigen.

Nur wenige Künstler sind glücklich genug, um von Anfang an einen wahren Beschützer zu finden, wie es bei Joseph Hoffmann, dem weltbekannten amerikanischen Pianisten, der Fall war, dessen Weg durch eine philanthropische Vereinigung geebnet wurde, oder wie Mehudim, der ebenfalls einflußreiche Beschützer hat. Eltern natürlich verwöhnen oft ihre Kinder, die sie für Wunderkinder halten. Nur sehr selten kann man sie davor zurückhalten, daß sie zu früh mit dem Talent der noch Unvollendeten Vermögen zu verdienen versuchen. Ich selbst entdeckte einst einen jungen Menschen, der Hilfe brauchte, Tsrekenski. Weil ich erkannte, daß er Talent besaß, wies ich ihn an Hoffmann.

Obwohl auch ich wie die meisten jungen Menschen kämpfen mußte, um mich durchzusetzen, obwohl ich alle Sorgen und Nöte kennen lernte, die dem Erfolg vorausgehen, und obwohl ich weiß, wie wichtig es für einen Künstler ist, wenn ihm diese Nöte erspart bleiben, so muß ich doch beim Rückblick auf mein Leben feststellen, daß es trotz aller Mühen und Bitternisse genußreich war.

Wie uns der Erfolg altern läßt, je mehr er uns vergönnt ist, so fühlen wir auch den Stachel der Unzufriedenheit, je schwerer es für uns wird, der höchsten Kritik zu genügen, die in den Tiefen unseres eigenen Herzens wacht. Je älter wir werden, um so mehr verlieren wir jenes göttliche Selbstvertrauen, den Schatz der Jugend, und um so seltener sind die Augenblicke, da wir uns selbst gut genug spielen. Uns werden sehr gute Verträge angeboten — in der Tat mehr als wir annehmen können —, aber wir warten immer auf die innere Genugtuung, die nicht von äußeren Erfolgen abhängig ist und die wir als Anfänger verspürten, da wir noch Sorgen hatten und der Erfolg in weiter Ferne zu liegen schien.

Heute tritt der Fall nur sehr selten ein, daß ich wirklich mit mir selbst zufrieden bin und daß ich fühle: Was ich tat, war ein Erfolg. Derartige Fälle haften lange — ich kann sagen für immer — in meiner Erinnerung. Ich entsinne mich dann genau der Stadt, in der ich dieses erhebende Gefühl der Befriedigung hatte, und ich erinnere mich an alle Kleinigkeiten. Ich entsinne mich noch des Konzertsaales, in dem mir alles so vollendet erschien, die Lichter, die den weiten Raum so prachtvoll erleuchteten, des Klaviers, das am richtigen Platze stand — nicht einen Zoll zu weit links, nicht einen zu weit rechts —, ich entsinne mich des wundervollen Tones meines Instrumentes, und ich entsinne mich der Zuhörer, unter denen an solchen Abenden eine ungewöhnlich große Gemeinde meiner Freunde und alten Bekannten zu sein schien. Nur an solchen Abenden bin ich befriedigt. Dieses Glücksgefühl erlebte ich zuletzt in Wien.

Dann aber legt das Alter noch eine andere Last auf meine Schultern. Sie ist schwerer als jede andere und war mir in meiner Jugend unbekannt. Ich habe kein Vaterland mehr. Ich mußte die Heimat verlassen, die mich geboren, wo ich meine Jugend verlebt, wo ich gekämpft und alle Nöte der Jugend gelitten und wo ich schließlich den Erfolg errungen hatte.

Die ganze Welt steht mir offen, und Erfolge erwarten mich überall. Nur ein Land bleibt mir verschlossen, Rußland, meine Heimat.

Der Hilligenhof und sein letzter Besitzer.

Skizze von Gustav Kohne.

Wer in den weiten Gebieten der norddeutschen Heide kannte in den vergangenen Jahrhunderten nicht die Bauern von Godenried! Und wer sie kannte, der fürchtete sie auch. Heute freilich hat niemand mehr Ursache, ihnen aus dem Wege zu gehen. In jener Zeit aber, als man noch drei

Kreuze zu schlagen pflegte, wenn man sich vor jemand schützen wollte, war das anders. Nicht, daß man in Godenried darauf ausgegangen wäre, Händel zu suchen; nicht auch, daß man den Unterschied zwischen den eigenen und des Nachbars Acker nicht gewahrt hätte. Im Gegenteil! Sie waren durchaus rechtschaffene und ehrliche Menschen, die Bauern von Godenried. Wehe aber jedem, der Ihnen auf offener Straße an den Wagen fuhr! Der ihnen auch im Dorfkruge, auf dem Jahrmarkte, bei einer Festlichkeit oder wo sich sonst Gelegenheit dazu bot, an den Ellbogen stieß! Die Bauern von Godenried waren Herrenmenschen: Selbstbewußt, aufrecht, gerade. Stolz auf die großen Hofräume, auf die schwer und lang dahin gestreckten Gebäude, die Pferde- und Rinderställe, die mächtigen Eichen, die aus den Gartenhecken emporwuchteten, die auch ihre gewaltigen Kronen hoch über die Firste von Haus und Scheune hinaus reckten. Unter und zwischen ihnen ging der Bauer einher wie ein König, der die Lagerzelte seiner siegreichen Garden aufsucht. Die Fruchtbarkeit der Niederung, nach der die Ortschaft auch den Namen trug, hatte diese Menschenart im Laufe der Jahrhunderte wachsen und sich entwickeln lassen. Und wie der Boden, so die Früchte; wie die Umwelt, so der Mensch.

Nun erschien im Hochsommer des Jahres 1803, wenige Wochen nach jenem unglückseligen Maitage, an dem mitten im Frieden die Bataillone Napoleons in das hannoversche Land eingebrochen waren, ein französisches Kommando in Godenried. Der Ort sollte 100 Scheffel Hafer, 50 Schinken und einen Zentner harte Mettwurst liefern. Die Bauern standen im ersten Augenblick wie angewurzelt da. Dann trat wieder Leben in die erstarrten Körper. Den Schlüssel zu dem Getreideboden trug der Bauer in der Tasche, und denjenigen zur Fleischkammer hielt die Bäuerin in Verwahrung. Niemand sonst hatte ein Recht darauf, am wenigsten diese Nong- und Wuisager. Als aber die Franzosen davon sprachen, daß sie demnächst wiederkämen, um die erforderlichen Pferde und Wagen auszuheben, auch damit drohten, daß der Umfang der Aushebung sicherlich nicht unabhängig von ihrem jetzigen Verhalten sei, fügten sie sich. Taten's unter Groll und Zähneknirschen, taten es aber noch mehr in stiller Überlegung und in berechnender Absicht. Sie dachten daran, sich für die angetane Schmach zu rächen.

Sobald die beiden Kontributionswagen davon gefahren waren, traten sie zu einer heimlichen Beratung zusammen. Sie beschlossen, sich die Franzosen mit Gewalt vom Leibe zu halten. Alle aufzustöbernden Flinten, und wären auch noch verrostete Lunten- und Radschloßgewehre darunter, sollten ausprobiert und instand gesetzt werden.

Als das der Besitzer des Mönchshofes hörte, dessen herrliches Gut eine Strecke vom Dorf abseits lag, fuhr ihm die Farbe aus dem Gesicht. Er war ein besonnener und gescheiter Mann, als ehemaliger junger Offizier weit in der Welt umher gekommen und sah voraus, welche Folgen ein derartiger Widerstand für die blühende Ortschaft haben würde. Eine Anzahl Wegelagerer oder eine Zigeunerbande zum Dorf hinauszutreiben, sagte er, sei ein Kinderspiel gegenüber dem Versuche, einem wohlausgerüsteten und trefflich einexerzierten Feinde mit Waffengewalt entgegen zu treten. Während er sich sonst wenig um das Gemeinde- und Dorfleben der Bauern gekümmert hatte, setzte er jetzt all seine Geistesgaben und menschlichen Vorzüge daran, sich zum Führer der Gemeinde aufzuschwingen. Ohne Nachgiebigkeit und Zugeständnisse vermochte er jedoch eine Einhelligkeit unter seinen Standesgenossen nicht zu erreichen. Schließlich kam der Beschluß zustande, alle besseren Pferde und Wagen in schnell aufzuschlagenden Schuppen und dürftig hergerichteten Mooshütten zu bergen. Draußen im Bruch- und Moorgelände. Daheim aber sollten abgetriebene Gäule eingestellt werden, und bei notwendigen Fuhren wollte man sich mit altersschwachem Gerümpel behelfen.

Eben war der Beschluß durch den Ankauf alter Klepper notdürftig zur Ausführung gebracht, da erschien das Aushebungskommando zum zweiten Male im Orte. Sämtliche Pferde und Wagen mußten zur Ausmusterung auf einer nahen Viehweide in Reih und Glied aufgestellt werden. Ein Jammerbild. Kaum ein brauchbares Stück war darunter. Auch die Nachforschungen in den Ställen, die Durchstöberung aller Winkel und Verstecke auf den Höfen förderte nichts Besseres zu Tage.

Da war die Wut der Offiziere groß. Sie wandten alle Schliche und Kniffe an, der Nasführung auf den Grund zu kommen. Sie erfuhren aber weiter nichts, als daß der Besitzer des Mönchshofes der tonangebende Mann in der Gemeinde sei. Diese Angabe war einleuchtend, und das ganze Kommando rückte geschlossen auf dem ehemaligen Klostergute ein.

Zu einem Ergebnis führten die Verhandlungen, die bis in den Abend andauerten, aber nicht. Wie konnte der Herr des Mönchshofes seine eigene Anordnung verraten! Auch er war von der Art seiner bäuerlichen Ortsgenossen.

Von bitterem Zorn erfüllt, nahm das Kommando von reichlich einem Dutzend Männern und etwa zwanzig Pferden in den geräumigen Gebäuden des Gutes Unterkunft.

Als es am anderen Morgen aufbrechen wollte, fehlten die besten Pferde. Ein paar Bauern hatten sie zur Entschädigung für die Hafer-, Schinken und Mettwurstlieferungen nach dem Versteck im Bruch- und Moorgelände gebracht. Der Befehlshaber des Kommandos machte aber den Mönchshofherrn in harter, schwerer Anklage für den „Diebstahl" verantwortlich. Als der Angeschuldigte sich mit ebenso selbstbewußten wie erregten Worten verteidigte, ließ sich der Kommandeur zu einer furchtbaren Gewalttat hinreißen. Er wollte, wie er in heftigen, sich überstürzenden Worten sagte, der Gemeinde und der ganzen Gegend ein Beispiel dafür geben, welche Strafe derjenige zu erwarten hatte, der es wagte, Ehre und Eigentum der „Großen Nation", an deren Spitze ein Napoleon stehe, anzutasten. Kurzer Hand ließ er den Mönchshof in Brand stecken. Sämtliche Gebäude wurden angesichts ihres Besitzers in wenigen Stunden in Asche gelegt. Vielen, die es sahen, war es, als flammten die Holzscheite von Glaubensmärtyrern vor ihren Augen empor.

Finster grollend, aber auch in schwellender Begeisterung und männlich-zähem Kraftgefühl verließ der Herr des Mönchshofes nun die Heimat. Gleich vielen seiner Landsleute trat er in die deutsche Legion und kämpfte auf Portugals und Spaniens Triften gegen die Heere des Eroberers. Godenried hat er nie wieder gesehen. Niemand weiß auch, wo und wie er sein Leben beschlossen hat. Die dicken Findlingssteine, auf denen die Grundbohlen der Mönchshofgebäude einstmals ruhten, liegen aber noch heute auf der alten Stelle. Efeu und Heckenrosen umranken sie, Fink und Ammer schlagen im Buschwerk der Umgebung ihre ewig jungen Weisen. —

In Godenried kennt jedes Kind das Schicksal dieses Hofes und seines letzten Besitzers. Die Stelle mit den umwucherten Findlingssteinen wird aber nicht mehr der Mönchshof, sondern der Hillgen- (Heiligen) Hof genannt. So ist das Andenken des letzten Mönchshofbauern für alle Zeit gesichert.



Bunte Chronik



* **Rundfunk als Selbstmordursache.** Vor einigen Tagen wurde die 41jährige Mrs. Evelyn Daves tot in ihrer Wohnung in London aufgefunden — sie hatte sich mit Gas vergiftet. Der Mann der Selbstmörderin erklärte, daß der Rundfunk die Schuld am Tode seiner Gattin habe. Mrs. Daves war, so erzählte der trauernde Witwer, eine eifrige Rundfunkhörerin. Sie wollte Abends ausgehen, vernachlässigte sogar ihren Besuch von Verwandten und saß, wie von einem Zauber gebannt, vor dem Lautsprecher. Begeistert hörte sie sich die musikalischen Darbietungen an, die sie in einen geradezu schwärmerischen Zustand versetzten. Manche Melodien wirkten auf die empfindliche Dame derartig stark, daß sie stundenlang wie geistesabwesend auf ihrem Platz saß. Ein trauriges Stück versetzte sie in eine melancholische Stimmung, aus der sie direkt in den Tod ging. Mr. Daves trägt sich sogar mit dem Gedanken, die Verwaltung des Londoner Rundfunks gerichtlich zu belangen und für den Tod seiner treuen Ehegefährtin verantwortlich zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.